

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 122.

Berlin, Donnerstag den 10. Oktober

1844.

### England.

#### Sidonia, ein jüdischer Banquier des 19. Jahrhunderts.

Nach dem „Coningsby“ von Benj. d'Israeli.\*)

Wir theilen hier aus dem vielbesprochenen Roman des Herrn d'Israeli ein Kapitel mit, welches zu den interessantesten des ganzen Buches gehört. Der Verfasser scheint darin einige seiner leitenden Ideen und Tendenzen auszusprechen oder wenigstens anzudeuten, und zwar legt er sie derjenigen Person in den Mund, die zwar nicht der Hauptheld, aber doch die geistig bedeutendste Person des Romans, eben der Hauptrepräsentant der Ideen des Verfassers ist. Diese Person ist der Jude Sidonia. Indem hierdurch die Rede auf das Judenthum kommt, werden auch über dieses, über seine Bedeutung und Geschichte einige eigenthümliche Ansichten ausgesprochen, die nicht ohne Interesse sind; doch scheinen die Nachrichten, die uns der Verfasser über den politischen Einfluß der Juden in neuerer Zeit und über die vielen israelitischen Staatsmänner, welche die Geschichte der Welt lenken, aufzählt, nur ein Produkt seiner verschönernden poetischen Phantasie zu seyn, wie auch schon von einigen anderen Blättern gelegentlich bemerkt wurde. Der Verfasser stammt, wie schon sein Name andeutet, aus einer israelitischen Familie, und zwar ist sein Vater der rühmlichst bekannte Verfasser der in mehr als zwölf Auflagen verbreiteten *Curiosities of Literature* und anderer geschätzter Schriften, Herr J. d'Israeli, der jedoch noch vor der Geburt seines Sohnes zum Christenthum übertrat und diesem dadurch die Pforten des Parlaments eröffnete. Zu den Maßregeln, deren Durchführung sich der Letztere und auch seine Freunde (unter Anderen Herr Milnes, der kürzlich „orientalische Poesien“ herausgegeben) im Gegensatz zur alten Toryschule zur Aufgabe gemacht haben, gehört auch die zwar vom Unterhause bereits mehrmals votirte, jedoch immer vom Oberhause verworfene völlige Emancipation der Juden, zu welcher übrigens in England, wo sie bereits Wähler für das Parlament und auch zu Municipal-Ämtern wählbar sind, nicht viel fehlt.

Sidonia gehört einer alten sogenannten neuchristlichen Familie Aragoniens an, wie es deren bekannlich in Spanien so wie in Portugal und Brasilien viele gegeben haben soll, die, während sie äußerlich, um der Verfolgung zu entgehen, zum Christenthum übergetreten waren und dabei sogar die höchsten geistlichen Würden bekleideten, im Geheimen fortwährend dem alten Glauben anhängen und im Innersten ihrer Häuser die Ceremonien desselben ausübten. Der ältere Sidonia war während des Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel nach England ausgewandert und war durch glückliche Speculationen der erste Kapitalist von Europa geworden. Sein Sohn ist es, der in unserem Roman eine so hervorragende Stelle einnimmt. Nachdem der Verfasser seine Persönlichkeit näher geschildert, fährt er fort:

„Sidonia studirte mit besonderem Interesse seine Abstammung und die Geschichte seines Volkes. Dem Geseß des großen Geseßgebers vom Sinai mit tiefer Verehrung anhängend, hätte er in seinem Glauben an eine bessere Zukunft, die dem auserwählten Volk bevorstehe, dem Märtyrertum getroßt; aber sein Glaube stützte sich auch auf Argumente von mehr irdischer Natur. Die physiologische Wissenschaft war eine von den Garantien seines Vertrauens auf die Zukunft: er war der Ansicht, daß in der vornehmsten unter den fünf Racen des Menschengeschlechts, der kaukasischen, die arabischen Stämme nebst den Sachsen und den Griechen die erste Stelle einnahmen. Aber Sidonia und seine Brüder, die Juden, konnten einen Vorzug geltend machen, den die Sachsen, die Griechen und die anderen kaukasischen Nationen verloren haben: die Hebräer sind eine ungemischte Race. Unter den Stämmen, die im Herzen der Wüste wohnen, dem gemeinsamen Vaterland der Araber des Moses und des Muhammed, findet man ein eben so reines Blut als das der Nachkommen des großen Scheich Abraham; aber die mosaischen Araber sind die Älteste, wo nicht die einzige, unvermischte Race unter den Bewohnern der Städte. Eine Race ohne Mischung mit einer bevorzugten Organisation ist die Aristokratie der Natur: eine solche Superiorität ist ein Faktum, nicht eine Fiction oder eine Sache der Etikette, sondern erkennbar an ihren physischen Vorzügen und an der Kraft ihrer Idiosynkrasie.

Auf seinen langen Reisen hatte Sidonia alle jüdische Bevölkerungen der Erde besucht; er hatte gefunden, daß die niederen Klassen fast überall sich im Zustand der Herabwürdigung befinden und die höheren in gewinnfüchtige Bestrebungen vertieft sind; aber ihre Intelligenz war dieselbe geblieben. Dies

hatte ihm Hoffnung gegeben. Wenn er sich erinnerte, welche Verfolgungen die Kinder Israel's überlebt, was sie Alles gelitten hatten, so schien es ihm wunderbar, daß sie nicht vom Boden der Erde verschwunden waren. Sie hatten dem Exil, den Martern, der Plünderung, dem herabwürdigenden Einfluß der merkantilen Speculationen, sie hatten endlich der Zeit getroßt! Seit dreitausend Jahren sind sie auf dem Erdball zerstreut. Ihrem uralten kaukasischen Typus und dem von Moses vorgeschriebenen Absonderungs-Prinzip schrieb Sidonia es zu, daß sie dem Geschick jener weniger ungemischten Racen entgingen, welche sie verfolgen, sich dabei aber abnutzen und verschwinden und ihre Opfer in der ewigen Jugend des arabischen Blutes zurücklassen.

Kurze Zeit nach seiner Ankunft in England besuchte Sidonia die bedeutendsten Höfe Europa's, um die Monarchen und die Minister, von denen er so viel sprechen gehört, persönlich kennen zu lernen. Seine Stellung sicherte ihm einen ausgezeichneten Empfang; seine persönlichen Eigenschaften machten ihn bald beliebt. Er wußte zu gefallen; er konnte mehr, er wußte in Erfreuen zu setzen. Durch eine scheinbar unbedeutende Bemerkung wußte er den ergrautesten Diplomaten zu ergreifen; durch ein Wort von berechneter Bedeutung erwarb er die Achtung, zuweilen das Vertrauen der Souveraine. Nachdem er die Intelligenz, die Europa regiert, und die man persönlich kennen muß, um sie zu würdigen, durchschaut hatte, kam er wieder nach England zurück. — Der positive und verständige Charakter des englischen Lebens mußte dem zusagen, der, wie Sidonia, die Sentimentalität scheute und sich oft hinter Sarlasmen zurückzog. Die männliche und thätige Intelligenz Englands beschäftigte und interessirte diesen hellen Kopf. Sidonia war gerade der Mann, der in den britischen Zirkeln willkommen seyn mußte; sein Reichthum, seine soziale Erfahrung, sein Scharfsinn, die strenge Einfachheit seiner Sitten, sein Freimuth, der sich jeder Familiarität enthielt, seine Vorliebe für anstrengende körperliche Uebungen, wie sie seiner angeborenen Energie nothwendig waren, dies waren Eigenschaften, welche von Engländern geschätzt und bewundert werden: man kann von Sidonia sagen, daß wenige Menschen populärer und feiner weniger verstanden war.“

Sidonia und Henry Coningsby treffen auf dem Schlosse des Lord Monmouth zusammen, wo sie sich bald einander anschließen.

„Sie werden in der Geschichte dieses Landes einen eigenthümlichen Zug bemerken“, sagte eines Tages Sidonia zu Coningsby, „daß nämlich der Inhaber der Gewalt daselbst immer unpopulär ist; Alle verbinden sich gegen ihn, bis er fällt. Erst waren die großen Barone im Besiß der Macht; die Kirche, sich des Königs als Werkzeug bedienend, stürzte sie. Die Macht ging auf die Kirche über; der König kaufte das Parlament und plünderte die Kirche. Nun blieb die Gewalt dem König; aber das Parlament, sich des Volkes bedienend, entthronte, vertrieb und wechselte den König und setzte endlich an die Stelle des Königs einen administrativen Beamten. Seit hundertundfünfzig Jahren ist das Parlament im Besiß der Macht, und seit sechzig bis siebzig Jahren wird die Unpopularität des Parlaments immer größer. Im Jahre 1830 versuchte es, durch eine Regeneration die Gunst des Volkes wieder zu gewinnen; aber da hierdurch das Parlament nur seine Macht vermehrt hat, so ist es auch nur desto verhaßter geworden. So gut wie die Barone, die Kirche, der König einander verschlungen haben, bis zuletzt der König vom Parlament neutralisirt wurde, so geht auch gewiß diese Körperschaft ihrer Zerstörung entgegen. Der Scharfblick des Staatsmannes muß also zu entdecken suchen, unter welcher Form und von welcher Seite der kommen wird, der das Parlament verschlingen wird.“

„Sie betrachten unsere Lage in einem sehr düsteren Lichte“, sagte Henry.

„Einem trüben, aber nicht düsteren. Ich kann den politischen Institutionen nicht jenen außerordentlichen Einfluß zugestehen, den unser Jahrhundert ihnen zuschreiben geneigt ist. Der Senat, der den Brennus auf seinen kurlischen Stühlen erwartete, war dieselbe Körperschaft, welche in einem anderen Zeitalter die wahnwitzigen Dekrete Nero's einregistrierte. Das Geschwornengericht wird als das Palladium unserer Freiheiten betrachtet. Doch ist es nicht so lange her, daß unter Karl II. die Jury ein eben so ungerechtes Tribunal war, als die Inquisition.“ Dieser letztere Name wurde von Sidonia nur mit einer besonders ernsten Betonung ausgesprochen; er erinnerte ihn an die Leiden seines Stammes, und wie sehr sein eigenes Schicksal durch die Inquisition modifizirt worden. „Es giebt Familien in diesem Lande“, fuhr er fort, „Familien, die den beiden historischen Parteien angehören, welche, wenn es die Verfolgung ihrer Häuser und die Ermordung und Proskribirung einiger ihrer berühmtesten Mitglieder galt, in einer Jury ihrer Mitbürger eben so unbillige und unerbittliche Richter gefunden haben, als wir in den Konklaven von Madrid und Sevilla.“

\*) Vgl. den Artikel: Das junge England in Nr. 101 des Magazins.

„Worauf setzen Sie denn Ihre Hoffnung?“

„Auf das, was mächtiger ist als Gesetze und Institutionen, den National-Charakter, ohne welchen die besten Gesetze und die sinnreichsten Institutionen ein todtler Buchstabe oder ein Mittel der Tyrannei seyn können. Nicht von der trennenden Schwäche seiner Institutionen fürchte ich eine Gefahr für England, sondern von dem Verfall seines National-Charakters.“

„Und doch können Sie dieses Jahrhundert nicht der Corruption anklagen.“

„Nicht der politischen Corruption, aber es ist ein Jahrhundert der sozialen Auflösung, was gefährlicher ist, weil dies sich weiter erstreckt. Sie können eine verdorbene Regierung und eine reine Bevölkerung haben; Sie können eine verdorbene Bevölkerung und eine tadellose Verwaltung haben. Welches würden Sie vorziehen?“

„Weder das Eine noch das Andere“, antwortete Henry. „Ich möchte ein vertrauensvolles Volk und eine von ihrer Pflicht durchdrungene Regierung sehen.“

„Glauben Sie nur“, entgegnete Sidonia, „England würde sich mehr um die Nation und weniger um die Regierung Sorge machen.“

„Aber sagen Sie mir, was verstehen Sie unter National-Charakter?“

„Ein Charakter ist ein Verein von Eigenschaften: der Charakter Englands müßte ein Verein von großen Eigenschaften seyn.“

„Aber wir können nicht leugnen, daß die Engländer große Tugenden besitzen.“

„Eine Civilisation von zehn Jahrhunderten muß wohl große Tugenden hervorbringen; aber wir sprechen von dem Verfall der öffentlichen Tugend und nicht von ihrem Vorhandenseyn.“

„Worin entdecken Sie diesen Verfall?“

„In der That- sache, daß die verschiedenen Klassen dieses Landes gegen einander bewaffnet sind.“

„Und woraus erklären Sie diese gegenseitigen Feindseligkeiten?“

„Nicht ganz und auch nicht einmal hauptsächlich aus jenen finanziellen Ursachen, von denen man so viel Lärm macht und die ich als sekundäre Ursachen betrachte, welche in unruhigen Zeiten von selbst hervortreten, und die der Staatsmann zu jeder Zeit bewachen, verbessern, modifiziren muß.“

„Ich rede, um die Wahrheit zu suchen, und nicht, um Meinungen zu vertheiligen, denn ich habe keine“, sagte Henry traurig.

(Schluß folgt.)

## Frankreich.

### Eine neue Ausgabe von Händel's Werken in Frankreich.

(Schluß.)

Von diesem Tage an erlebte Händel einen Triumph nach dem anderen; er war nun entschieden anerkannt, wenigstens vom Volke, denn der Adel, der die 17,000 Pfd. Sterl. noch im Gedächtniß hatte, hätte es auch fortan gern gesehen, wenn Händel scheiterte. Da sie es nicht hindern konnten, daß seine Musik gefiel, so wollten sie es durchsetzen, das Hören derselben unmöglich zu machen. Wirklich gelang es ihnen, ein Verbot der Dratorien zu erwirken unter dem Vorwande, daß man sich darin amüßte, und daß dies in den Fasten nicht erlaubt sey. Es gelang ihnen dies jedoch nur kurze Zeit, denn das Volk trat so entschieden auf seine Seite, daß die Behörde, wahrscheinlich mit Rücksicht darauf, daß die Fasten-Predigten das Gleichgewicht zwischen dem Vergnügen und der Langweile mehr als hinreichend wieder herstellten, die Fortsetzung der geistlichen Konzerte erlaubte. Dergestalt war Händel nun unbehindert, seine Dratorien „Joseph“, „Saul“, „Judas Makkabäus“, „Susanna“, „Balthasar“, „Herakles“, „Samsol“ zc. herzustellen, welche dem „Messias“ im Laufe von zehn Jahren folgten. Selten brauchte Händel mehr als drei Wochen oder einen Monat, um diese Partituren zu komponiren, welche eben so viel und noch mehr Zeit erfordern, um von einem guten Musiker gelesen und verstanden zu werden.

Der „Jephta“ allein kostete sechs Monate Arbeit, nicht dem Genie, sondern der Hand des Komponisten. Am Schluß dieser Partitur, die in der Handschrift von ihren Vorgängerinnen so verschieden, daß sie kaum wieder zu erkennen ist, liest man in undeutlichen und zitternden Buchstaben folgende, einen schmerzlichen Gedanken enthüllende Worte: „Sweet as the Sight to the blind“ (Süß, wie das Gesicht dem Blinden). Leider, Händel ward blind. Die mehrmals versuchte Operation mißlang stets. Der Unglückliche begriff endlich, daß er jedem anderen Lichte, als der inneren Klarheit seines Geistes, entsagen müsse, und er fügte sich mit jenem unerschütterlichen Muthe, der ihn bei allen Prüfungen seiner Laufbahn aufrecht erhalten, und der ihm, nahe am Ziele, nöthwendiger ward, als jemals. Hinfort mußte er alle seine sittliche Kraft zusammennehmen, um das Daseyn zu ertragen. Gleichwohl war er weniger zu beklagen, als Beethoven, der durch die Taubheit gewissermaßen aus dem Gebiete seines eigenen Genie's sich verbannt sah.

Händel endigte sein letztes Werk, den „Jephta“, im Sommer 1751; zu Ende desselben Jahres erblindete er ganz, aber acht Jahre dauerte es noch, bevor der Tod seine Augen für immer schloß. Man errichtete ihm ein prächtiges Grabmal in Westminster, und bei dieser Gelegenheit hatte auch der englische Adel seine alte Antipathie gegen Händel aufgegeben, denn er subskribirte zu einem Mausoleum von weißem Marmor, das mit der Statue des großen Künstlers geschmückt ist.

Gerade 25 Jahre nach seinem Tode hat England, das niemals einen Musiker hervorgebracht, sich aber doch mit dem Ruhme Händel's schmückt, geglaubt, noch etwas für ihn thun zu müssen. Durch das einstimmige Urtheil des übrigen Europa's hat es erst erfahren, was es eigentlich an ihm verloren. Man gründete daher auf ewige Zeiten unter dem Namen: „Händel-

Zubiläum“ ein Konzert, das am Todestage des großen Komponisten bei seinem Grabmal aufzuführen sey und wo immer eines seiner Werke an die Reihe kommen sollte. Dieses ewige Zubiläum wurde viermal, nämlich in den Jahren 1784, 85, 86 und 87, begangen, und dann war nicht mehr weiter die Rede davon. Händel ist jedoch durch England für einen Engländer erklärt worden, und dies wird seinem Ruhme wohl genügen können! Lange Zeit hat man in England auch eine besondere Schule zur guten Aufführung der Händel'schen Dratorien unterhalten, doch nicht etwa eine Schule für Gesang, sondern eine für Blas-Instrumente. Das also, was die Engländer an Händel's Genie besonders zu schätzen wissen, ist die Trompete!

Händel hat sowohl in deutscher, als in italienischer und in englischer Sprache einundfünfzig Opern, zweiundzwanzig Dratorien, eine Anzahl von Motetten, Kantaten, Messen, Orgel- und Klavierstücke, Oden, Symphonien, Konzerte für Hautboe und Solo's für die Flöte zc. komponirt, von welchen eine Ausgabe von Walsh existirt, die unter den Augen des Verfassers veranstaltet wurde, und eine auf Befehl Georg's III. veranstaltete Sammlung, deren Herausgabe dem Musik-Direktor Arnold anvertraut wurde, welcher sich jedoch dieser Ehre nicht sehr würdig zeigte, denn seine Sammlung, glänzend durch typographischen Luxus, wimmelt von Fehlern und ist außerdem auch unvollständig geblieben, so daß ein zum Ruhme Händel's angefangenes Monument eines zur Schande Arnold's geworden, und zwar in 36 Bänden in Folio. Dieser Arnold war höchst unbedeutend; er war Doktor der Musik, ein Titel, der hauptsächlich in England existirt, denn es ist leichter, Doktoren als Künstler zu machen; er hat, wie Händel, Dratorien, Kammer-Musik, Kirchen-Musik und etwa sechzig Opern hinterlassen, und wie Händel wurde er im Jahre 1802 in Westminster mit außerordentlichem Pomp beigesetzt. Die englischen Biographen stellen Arnold und Händel auf Eine Linie, gerade wie die englischen Todtengräber Beide in einer und derselben Kapelle beigesetzt. Wir Franzosen haben freilich weder Corneille noch Molière in St. Denis beigesetzt, aber wir haben auch den Abbé Cotin nicht dorthin gebracht.

Händel ist jetzt in Frankreich der Gegenstand einer weniger geräuschvollen, aber innigen und tief empfundenen Verehrung. Ein Musikfreund, der General Baron C., hat es unternommen, uns, wenn auch nicht mit sämmtlichen, doch mit den vornehmsten Werken Händel's bekannt zu machen und dieses große Genie in Frankreich zu popularisiren. Dieser Aufgabe widmet er sein Leben und sein Vermögen. Was kann man mehr thun? Herr Baron C. übersezt die englischen Worte in schöne italienische Verse. Einem hartklingenden und un-musikalischen Idiom, das Händel selbst mit Verachtung behandelte, substituirt er die klangreiche Sprache Asoniens, deren sich Marcello bediente und deren auch Händel sich hätte bedienen sollen. Es ist außer Zweifel, daß die Schwierigkeit, das Englische zu singen, ein bedeutendes Hinderniß für die Popularität Händel's war. Nach Beseitigung dieser ersten Schwierigkeit beschäftigt sich Baron C. damit, die Musik für das Pianoforte einzurichten. Es ist dies nicht etwa eine Einrichtung wie die der Opernstücke zum Gebrauche junger Mädchen durch Arrangeurs, die sich wenig um die Absichten des Komponisten kümmern. Die leichte Spielung leidet darunter etwas, aber dafür hat man auch das Händel'sche Orchester beständig vor sich, so sehr ist die Combination der Theile gewissenhaft wiedergegeben. Die mit der Orgel und mit dem Studium der Juge vertrauten Musiker werden leicht damit zu Stande kommen; für Pension's-Demoisellen sind dergleichen Werke freilich nicht gemacht.

Herr Baron C. beaufsichtigt auch den Notensatz, dessen Kosten er allein trägt, die, nach dem Luxus der veranstalteten Ausgabe zu urtheilen, nicht unbedeutend seyn werden. Judas Makkabäus und der Messias, so wie vier Sammlungen klassischer Gesänge, sind bereits erschienen und bilden eine treffliche musikalische Anthologie. Man findet darin Schätze vereinigt, die bisher zerstreut und im Schoße einiger großen Bibliotheken begraben waren; Meisterwerke, von denen man stets sprechen hört und die man doch für fabelhaft halten möchte, so schwer ist es, sie einmal zu Gesichte zu bekommen. Es sind dies die schönen Melodien von Leo, von Galuppi, von Traetta, Bruchstücke von Jomelli, von Marcello, von Pergolese, endlich jene alte italienische Schule, die, so großartig sie auch war und obwohl sie kaum hundert Jahre hinter uns liegt, doch bereits das Gewand der Legende für uns trägt. Die deutsche Schule wird darin von Haydn und Händel vertreten, wenn man Letzteren nicht etwa für die französische Schule vindiziren will, wozu wir das Recht hätten (?). Man höre in dieser Beziehung eine unverdächtige Stimme; es ist die Corelli's, des Königs der Violinisten: Händel ließ einmal in Rom seine Kantate „Il Trionfo del Tempo“ aufführen, Corelli gab eine Stelle der Ouvertüre nicht im Sinne des Komponisten wieder; Händel ließ sie ihn wiederholen, und als er auch das zweite Mal unzufrieden war, riß er ihm das Instrument aus den Händen und spielte die Stelle mehrere Male, wie er sie aufgefaßt haben wollte. Corelli, der Sanfte aller Sterblichen, begnügte sich, ihm zu sagen: Ma, caro Sassone, questa musica e nello stilo francese, di ch'io non m'intendo. („Aber, mein lieber Sachse, diese Musik ist im französischen Style, von dem ich nichts verstehe.“)

Dieser strenge und majestätische Styl ist in der That der der besseren Compositionen Rameau's und Lulli's. Es ist dies nicht ein Styl nach gegebenen Formeln und im voraus bestimmten Weisen nach Art der italienischen Schule; nichts vermag darin auch die Abwesenheit der Inspiration zu ersetzen oder zu verstecken. Wenn der Musiker inspirirt ist, so erreicht er erhabene Momente, wenn er es nicht ist, so erscheint er kalt und farblos, aber

\*) Wohlgemerkt, Corelli hat nichts von der französischen Schule verstanden; gleichwohl baut Herr Génin darauf seine Behauptung, daß Händel dieser Schule vindizirt werden könne. Eben so und vielleicht noch mit größerem Rechte könnte man behaupten, daß Gluck, weil er kein Vicini gewesen, der französischen Schule angehöre.

nicht gemein; das Gemeine ist die Klippe der italienischen Nachwerke. Dieser Styl, mit einem Worte, läßt keine Taschenspielerkünste zu, sondern er verlangt gelehrte Ausführung und tiefe Empfindung; er schließt das Kapriziöse und Leichtfertige der Verzierungen aus, denen sich jener andere Styl so gern hingiebt. Der Dolmetsch Händel's und Vulli's muß den Gedanken des Komponisten ergreifen, ihm folgen und ihn genau wiedergeben, ohne auch nur das Geringste hinzuzufügen oder wegzulassen. In Italien beherrscht der Sänger den Komponisten, anderwärts findet das Umgekehrte statt. Unter diesen Bedingungen reißt der Styl Händel's oder der französische Styl, wie ihn Corelli nannte, hin und entzückt er. Unglücklicherweise verliert sich die Tradition desselben immer mehr; Baron E. ist vielleicht heutzutage der Einzige, der ihn noch in jenem ausgezeichneten Grade besitzt. Man bitte ihn nur einmal, den leidenschaftlichen Gesang der Arie vorzutragen oder die große Arie aus dem Makkabäus: Un dio ti chiama; wenn diese Musik Euch nicht entzückt, wenn sie auf Euch nicht den Eindruck einer Offenbarung von Oben macht, dann seydt Ihr außer Stande, das Genie Händel's zu begreifen, dann ist Euch eben so wie den Engländern die Musik Händel's von gleichem Werthe mit der Arnold's und die Arnold's von gleichem Werthe mit der Händel's. In diesem Falle singet nur den Postillon de Longjumeau und laßt Euch besetzen in Westminster.

Der große musikalische Styl verschwindet immer mehr; Deutschland baut ihn noch etwas an, Italien weiß schon lange nichts mehr von ihm, und in Frankreich versteht man kaum noch Musik zu singen. Gleichwohl sollte eine Regierung, welche 600,000 Francs jährlich an die königl. Akademie der Musik bewilligt, dafür verlangen können, daß die großen Muster dem Publikum und den Künstlern vor Augen gehalten werden, um den Geschmack des Einen zu erhalten und der Anderen zu bilden. Oder glaubt man wirklich, daß es schlechter um denselben stehen würde, wenn man von Zeit zu Zeit „Armide“, „Orpheus“ oder „Dido“ aufführte? Die Künstler, welche diese Musik zu singen vermögen, würden gewiß auch den „fliegenden Holländer“, den „Guerillero“ oder die „Tacarilla“ singen können, während das Umgekehrte nicht der Fall ist. Man wird uns vielleicht einwenden, daß der wiedererstudirte „Oedip“ von Sacchini fast aufgenommen worden sey; aber das geschah eben nur deshalb, weil weder die Sänger noch das Publikum von solcher Musik noch etwas verstanden; die Sänger haben die Traditionen der alten Schule ganz vergessen, und dem Publikum, überdies mit diesem Styl nicht mehr vertraut, ist nicht zuzumuthen, sich für etwas zu interessieren, was ihm ohne Wärme dargeboten wird.

Während der letzten Jahre der Restaurations-Periode hatte es ein wahrhaft hochgebildeter Musiker, der einzig und allein von der Liebe zur Kunst dazu bewogen worden war, versucht, eine neue Schule für die geistliche Musik zu schaffen. Diejenigen, welche den Aufführungen in der Straße Baugirard beigewohnt, erinnern sich noch, mit welchem Talente Chorion seine Jünger auf den Wegen der klassischen Kunst leitete und sie in die Werke des Genius einweichte. Unvergessen ist der Eindruck, den das Hallelujah aus dem Messias, der Einleitungs-Chor aus dem Judas Makkabäus und die Bruchstücke aus dem Alexander-Fest machten. Die Juli-Revolution machte dieser Schule ein Ende, und Chorion starb darüber vor Schmerz. Warum aber läßt man solche Institute in Frankreich untergehen? Hat das Konservatorium nicht die Pflicht, die Erbschaft solcher Schulen anzutreten? Die Symphonie des Konservatoriums läßt nichts zu wünschen übrig, aber — die Vokal-Musik! Sollte nicht jeder Jüngling, der das Konservatorium verläßt, die vornehmsten Compositionen der großen Meister studirt und gesungen haben? Doch man frage nur einmal im Konservatorium nach der Bach'schen Passions-Musik oder nach seiner berühmten Messe, und Niemand wird wissen darauf Antwort zu ertheilen. Wenn diese Meisterwerke, mit welchen vielleicht Nichts zu vergleichen ist, morgen etwa vernichtet würden und untergingen, ja, dann würde sich ein ungeheures Klagegeschrei erheben, doch sie existiren, sie sind da, und man hütet sich wohl, sie zu berühren und damit hervorzutreten. Die Gleichgültigkeit in dieser Beziehung hat man so weit getrieben, daß weder die Passion noch irgend ein anderes Werk von Bach jemals in Frankreich gedruckt worden. Das musikalische Publikum weiß so ungefähr, daß ein gewisser Johann Sebastian Bach existirt hat, der ein wunderbarer Mensch, das größte musikalische Genie der Welt gewesen sey: Niemand aber wünscht sich darüber ins Klare zu setzen, ob er seinen Ruf auch wirklich verdient. Selbst der größte Theil der Musiker von Profession theilt diese Unwissenheit und Sorglosigkeit, und wenn etwa ein halbes Duzend unter ihnen sich befindet, das eine größere Kenntniß besitzt, so geben sie sich doch nicht die Mühe, die Uebrigen zu unterrichten. \*)

Wenn ich das Konservatorium zu dirigiren hätte, so würde ich dasselbst vor allen Dingen einen historischen Lehrstuhl für die Musik errichten. Die Jünger sollten hier lernen, wie ihre Kunst sich entwickelt hat, welche Stadien sie zu durchlaufen hatte, um zu uns zu gelangen, durch welche Einflüsse sie bald gestiegen und bald wieder gesunken ist. Sie würden hier die verschiedenen Schulen in chronologischer Ordnung kennen lernen. Eine ihrer Übungen bestände darin, die Meisterwerke der alten Zeit abzuschreiben; was dem Kopfe zugeht, indem es durch die Finger passiert, prägt sich dem Gedächtniß in unauslöschlichen Charakteren ein. Jeder Jüngling müßte bei seinem Ausscheiden aus dem Konservatorium der Bibliothek desselben die Abschrift irgend eines jener unsterblichen Werke zurücklassen, welche der Notendruck in Frankreich noch nicht reproduzirt hat. In gleicher Weise würde ich sie mit dem Leben der großen

Künstler vertraut machen, und ich bin überzeugt, daß dieser beständige geistige Umgang mit dem Genie nicht verfehlen würde, seinen Eindruck auf die jungen Gemüther zu machen, und daß der Nachfolger den großen Männern des vergangenen Jahrhunderts bald Nachfolger erwecken würde.

Was ist aber bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge ein Jüngling, der das Konservatorium verläßt? Ein junger Mensch, welchen man dressirt hat, ein halbes Duzend Kavatinen lebender Meister zu singen. Mit dieser leichten Bagage wirft er sich unerschrocken in die ihm geöffnete Laufbahn. Und das nennt man einen Künstler, ja mit demselben Recht, wie das Konservatorium sich die erste Musikschule von Europa nennt!

Sehr wohl ist mir bekannt, daß jene andere Methode die Farinelli's, die Marchesi's, die Pacchiarotti's nicht gleich wieder ins Leben rufen wird. Das Hinderniß, das sich dem entgegensetzt, kann durch das Studium nicht beseitigt werden; und wir sind, Gott sey Dank, jetzt zu human, um dazu das Messer anzuwenden; wir verlangen nicht mehr, daß die Männer Sopran singen, und man kann süglich ein großer Sänger seyn, auch ohne diesen künstlichen Phänomenen zu gleichen. Was die Damen betrifft, so unterlagt ihnen kein physisches Hinderniß, sich an die Seite der Gabrieli, der Cuzzoni, der Zobi oder der Mara zu stellen. Man wird uns sagen, diese Sängereinnen seyen mit außerordentlichen Naturgaben ausgestattet gewesen; sehr wahr, aber ist denn die Natur heutzutage geiziger oder erschöpfter als vor hundert Jahren? Was uns fehlt, das sind nicht sowohl die Stimmen, als die Studien. Versuche man es nur, den Weg unserer Vorfahren zu gehen, und Manche werden gewiß auch deren Ziel erreichen; für die Uebrigen wird es aber schon viel seyn, sich ihm auch nur genähert zu haben.

Diese Wiebergeburt der Gesangeskunst würde rasch von Statten gehen, wenn Herr Baron E., der von Crescentini gebildet und ein würdiger Jüngling solchen Meisters ist, mit den Noten Händel's zu gleicher Zeit seine Art und Weise, sie zu spielen und zu singen, könnte drucken lassen. Leider ist dies aber unmöglich. Seine Hingebung, hoffen wir jedoch, wird darum nicht minder fruchtbar seyn — denn eine Hingebung ist es in der That, auf seine Kosten und Gefahr in unserm Jahrhundert der Contraltos, der Walzer und der Galopps die Dratorien von Händel herauszugeben. Gleichwohl giebt es in Frankreich noch Freunde der ernsten Kunst, die fähig sind, die Majestät, das Erhabene seiner großen Compositionen zu begreifen; diese werden die Anderen belehren. Und dann bedarf es nur eines Funkens, um das Publikum zu entzünden. Wollte nur Madame Biardot nach Paris zurückkommen und vor unseren Augen wieder die Strahlen jenes heiligen Feuers erglänzen machen, das einst die Sandoni oder die Haffe entflammte und von welchem sie die einzige und letzte Erbin ist, so solltet Ihr bald erfahren, ob die Revolution in der Musik auf sich warten ließe, ob sie heilsam oder unvollständig wäre. Also zunächst möge uns Rußland die berechtigte Dolmetscherin Marcello's zurückgeben, und wir hoffen, daß dann der Ruhm Händel's, der Ruhm des französischen Styles, in weniger als einem Winter seinen alten Glanz wiedererlangen und alle andere verdunkeln werde. \*)

## Mejiko.

### Die mejikanischen Indianer.

#### III. Scenen aus dem Lande der Mazateken. \*\*)

Wir verändern die Scene und versetzen uns in das anmuthige, 25 Leguas lange, fruchtbare Thal, welches von dem tiefen, wasserreichen Rio tonto, einem der bedeutendsten Nebenflüsse des Alvaradostromes, durchschnitten wird. Dieses von den Mazateken bewohnte Thal ist durch wilde Bergketten von den anderen Theilen des Departements Oajaca getrennt, zu dem es gehört. Im Nordwesten thürmen sich die zerrissenen Bergketten auf, die einen südlichen Ausläufer des Pico de Orizaba bilden und unter dem Namen Sierra de Sangolica bekannt sind; im Westen wird dieses Thal durch die Fortsetzung des Cerro Colorado von dem Tlutilan-Thale geschieden. Das Land der Mazateken ist noch von keinem europäischen Gelehrten besucht worden, obgleich dasselbe es in hohem Grade verdient, und obgleich man auf dem großen Wege, der zur Hauptstadt Oajaca führt, von der Stadt Tlutilan del camino aus gerade gegen Osten nur die oben erwähnte Cerro Colorado-Kette zu erklimmen braucht, um auf der anderen Seite zu dem bedeutendsten Ort der Mazateken, Huevetlan, hinabzusteigen. Die Entfernung zwischen Tlutilan und Huevetlan beträgt nur 7 Leguas; das Rio tonto-Thal bildet eine so tiefe beckenartige Einsenkung in das Gebirgsland, daß dadurch das Klima außerordentlich mild und behaglich wird. Der Vanillestrauch findet sich in Menge wildwachsend in dem Walde, der den Thalgrund einschließt; mit ihm mischt sich die Sarzaparille, und steigt man etwas höher in den Eichenwald, so sieht man im Gebüsch die violettrothen trichterförmigen Kronen der Jalap-*Ipomäe* prangen. Das Vorhandenseyn dieser drei wichtigen Medicinalpflanzen, besonders der ersteren, lockt jährlich einige französische Spekulanten hierher, welche diese Artikel zu einem Spottpreise auskaufen und damit brillante Geschäfte machen. Die Vanille von Huevetlan wird in Vera-Cruz außerordentlich geschätzt. Der Rio tonto (d. h. der einfältige Fluß) hat seinen Namen davon, daß er nicht, wie fast alle übrige mejikanische Flüsse, schäumend und brausend dahin stürzt,

\*) Es darf jetzt wohl die Hoffnung gehegt werden, daß die Franzosen auch die Bach'sche Musik mehr kennen lernen werden; einer der treuesten Verehrer derselben, der junge deutsche Musiker Julius Stern, der sich jetzt in Paris befindet und durch dessen Einwirkung die Mendelssohn'sche Musik zur „Antigone“ auf die dortige Bühne gekommen, hat sich auch bereits einen Kreis von Musikfreunden gebildet, mit deren Hülfe er einmal den Pariser den alten Sebastian Bach vorzuführen gedankt.

\*) Dieser Wunsch wird wohl vorläufig noch nicht in Erfüllung gehen, da Madame Biardot-Garcia auch während des bevorstehenden Winters in St. Petersburg bleibt. Sie wird dort unter Anderem die Alice in Meyerbeer's „Robert der Teufel“ singen, welche Oper auf den Wunsch des Kaisers von der italienischen Operngesellschaft einstudirt wird.

\*\*) Vgl. Nr. 116 und 118 des Magazins.

obgleich diese trotzdem so wenig wasserreich sind, daß sie in der heißen Jahreszeit austrocknen. Der Rio tanto fließt wegen seiner Tiefe und Wassermenge lautlos fort, hat aber eine sehr reißende Strömung. Da, wo er sich mit dem Rio do Alvarado vereinigt, bei dem sogenannten la Junta, ist seine Kraft so groß, daß sein Wasser, in der Farbe von dem des Alvaradoflusses verschieden, sich ein wenig über dieses erhebt, es im rechten Winkel durchschneidet und auf dem gegenüberliegenden Ufer in einer Fortsetzung seines ursprünglichen Laufes sich einen Abfluß bahnt. Wenn man in einem Kanoe den Rio tanto hinabfährt und sich der Vereinigung der beiden Flüsse naht, so bedarf es der ganzen Aufmerksamkeit eines kundigen Steuermannes, um in diesen reißenden, einander entgegenwirbelnden Strömungen dem Untergehen vorzubeugen.

Die Mazateken wohnen zusammen in großen und meistens gut gebauten Ortschaften, von denen Huevetlan, Guaputla, Allahuatla, Jalapa und Ixtatlan die wichtigsten sind. Dieser abgesonderte Stamm gehört zu dem weisesten und schönsten Menschenstamme Amerikas. Besonders die Frauen sind sehr hübsch, groß, schlank, wohlgebildet und dabei sehr lebhaft und freundlich. Sie kleiden sich in eine feine weiße Ragua (eine Art Weiberrock), die bis zu den Füßen reicht, und bedecken den Busen mit einer künstlich gewebten Pucpile (ein Kleidungsstück, welches über den Kopf geworfen wird und über den oberen Theil der Brust und des Rückens herabhängt). Die Arme, Füße und der übrige Theil des Oberkörpers sind nackt. Diese Indianerinnen zeichnen sich im Weben feiner Servietten, Schärpen und Taschentücher aus, die sie aus selbstgebaute Baumwolle verfertigen. Sobald der Reisende in ihrem Wohnorte ankömmt, eilen sie sogleich herbei, um diese recht zierlichen Erzeugnisse ihres Fleißes zum Verkauf anzubieten, und wissen ihre Waare auf eine sehr einschmeichelnde Weise anzupreisen. Der ganze Stamm zeichnet sich durch große Gutmüthigkeit und besonderes Wohlwollen gegen den humanen Fremden aus. Ihre Sprache ist reich an Vokalen: sie ist die wohlklingendste von allen Indianersprachen, die ich in Mexiko gehört habe. Sie begrüßen den Fremden mit der Anrede: Naina schu tendare! (Beschütze dich Gott, spanischer Herr!) — Kumanga (Wie befindest du dich?) — Man antwortet: Tu guhinda (Ich befinde mich wohl.) — Agu mile nai (Wie heißt du, Herr?) u. s. w. — Besucht man sie in ihren Wohnungen, so sind sie äußerst gastfreundlich; sie laden den Fremden sogleich ein, sich auf einen niedrigen Schemel ans Feuer zu setzen, und das Erste, was angeboten wird, sind kleine Papier-Zigarren. Mit eifriger Geschäftigkeit bereiten sie ein paar warme Tamales (eine Art Rollbrot, inwendig mit einer frischgebackenen Tortille), mit einer Sauce von spanischem Pfeffer überstrichen, und mit einem Stück Schweinefleisch oder dem Viertel eines Iguana (Laguan); sie nehmen es sehr übel, wenn man die angebotene Speise ausschlägt.

Ihre Sprache ist voll blumenreicher Bilder und eleganter Wendungen; selbst an Poesie fehlt es ihnen nicht, und oft habe ich sie mit Vergnügen ihre kleinen Lieder singen hören, welche sie mit einem Instrument begleiten, das aus einer mit Haut überspannten Kalabasse besteht, die man unter den linken Arm nimmt, während man mit der rechten Hand darauf schlägt. Zur Probe will ich die Anfangs-Strophe eines Liedes mittheilen, das ich oft hörte, hier mittheilen:

Quindichina	O, Du Süße,
Quindichona	Du mein Liebchen,
Tonga — gior	Dich nur trag' ich
Aniwana.	Tief im Herzen.

Ich will nun noch ein Ereigniß mittheilen, welches ich dort erlebte und das damals einen tiefen Eindruck auf mich machte; ich hoffe, es wird dies zugleich dazu beitragen, ein freundliches Licht auf diesen Stamm zu werfen, denn es zeigt durch seinen romantischen Anflug den Indianer von einer Seite, von der er selten dargestellt worden.

Ich war der Gast des Priesters Don Luis Origoza, eines Sohnes von dem früheren Gobernador des Departements Oaxaca. Er hatte erst vor kurzem sein Amt angetreten und war der mazatekischen Sprache noch nicht mächtig. Ein anderer junger Geistlicher, Don Feliciano Pereda, ein sehr aufgeweckter Mann, der seine frühesten Jugend unter den Mazateken zugebracht hatte und ihre Sprache daher ganz fließend redete, war dort ebenfalls zum Besuche. Eines Tages kam an den Priester die Botschaft, sich in einem zwei Meilen entfernten Rancho zur confession (Beichte) einzufinden. Nach katholischem Ritus muß einer solchen Aufforderung augenblicklich Folge geleistet werden, da die ewige Seligkeit des Sterbenden auf der Ablegung dieser Beichte beruht. Es war ein schöner Tag, und da Don Luis seinen Freund Don Feliciano zur Begleitung aufforderte, damit dieser ihn mit seiner Kenntniß der Sprache unterstütze, so säumte ich nicht, mich ihnen anzuschließen, und wir stiegen alsbald zu Pferde. Bei unserer Ankunft wurden wir in eine Hütte geführt, deren Inneres sauber und nett und zum Empfange des Priesters mit Blumen geschmückt war. Auf dem Sterbebette lag eine schöne, junge, kaum 14 Jahr alte Indianerin hingestreckt, die, nach der Aussage der Aeltern, stets in einem abgelegenen Theil des Landes gelebt und niemals zuvor ins Dorf gekommen war. Es war augenscheinlich, daß der Tod seine Beute schon mit dem eifigen Hauch berührt hatte, und daß dem Priester zur Erfüllung seiner Pflicht nur kurze Zeit übrig blieb. Don Feliciano setzte sich neben ihrem Lager auf einen Schemel und begann in leisem, gedämpftem Ton sie anzureden. Sie lag schweigend da, mit geschlossenen Augen, und gab kein Zeichen der Aufmerksamkeit. Er forderte sie nun mit eindringlicheren Worten auf, ihre Gedanken zu

dem Erlöser zu erheben, der allein ihrer Seele die ewige Freude gewähren könne; er erinnerte sie zugleich an ihre Pflicht, ihr Herz durch die Beichte zu erleichtern, damit er ihr die Absolution der Kirche ertheilen könne. Das junge Mädchen winkte dem Priester, sie ruhig sterben zu lassen; aber so leicht ließ sich dieser von der Ausübung seines heiligen Berufs nicht abhalten. Er stellte ein kleines Kreuzifix zu den Füßen der Sterbenden auf und fuhr fort in seiner Rede von dem Heiland, der gestorben sey, um die Gläubigen vom Verderben zu erlösen. Plötzlich schlägt sie die Augen auf und erblickt das vorher nicht gesehene Kreuzifix. Anfangs giebt sie mit einer Handbewegung zu erkennen, daß man es entfernen solle; zugleich aber fragt sie, was für ein Bild es sey, das man ihr vor die Augen gestellt habe? Der Priester beehrte sie, das sey Christus, von dem er zu ihr gesprochen; das sey der Fürsprecher, bei dem sie allein Erlösung suchen könne. Da leuchtet ihr Blick noch einmal in der Beklärung des Todes auf; sie erhebt sich auf ihrem Lager mit Leichtigkeit in eine sitzende Stellung, ergreift das Kreuzifix mit beiden Händen, und ruft mit deutlicher Stimme und ohne nach Worten zu suchen: „Nainana! nitaa zizehae. Fendu ammiana gatarang gamaschili. Diandan gamire. Dschivaena, dizacuna schikiae. Dzizehaena acumi ghindai izeuina gahia animana; schaesku schimehaeli gatarang gahia schikiangatari, gazi schota schimangium gamire.“ („Mein Gott! spät lernte ich Dich kennen! Mein Herz ist gebrochen, weil ich Dich nicht früher liebte! Laß uns nach Deinem Himmel gehen! Nimm mich, ich fürchte nicht den Tod. Sieh, wie meine Augen um Dich weinen! Jetzt liebt mein Herz Dich sehr; denn Du bist gestorben, daß wir Alle in Deinen Himmel kommen sollen.“)

Aber mit diesem Ausbruch eines tiefbewegten Herzens war auch ihre Lebenskraft erschöpft; sie sank auf ihr Lager zurück und einschlummerte bald nachher, das Kreuzifix mit beiden Händen an ihr brechendes Herz drückend. Tiefgerührt verließen wir Alle die Hütte, und Don Feliciano theilte mir nun Wort für Wort mit, was die sterbende Indianerin gebeichtet.

### Mannigfaltiges.

— Lord Brougham und Laharpe. Eine französische Monatschrift, der „Almanach du Mois“, theilt folgende Anekdote von Lord Brougham mit, die das Londoner Athenaeum ihm nach erzählt, ohne jedoch für die Wahrheit derselben einstehen zu wollen: „Vor einigen Jahren schrieb der edle Lord eine Abhandlung, worin er darzuthun suchte, daß der Kaiser Alexander sich sein ganzes Leben hindurch als ein echter Zögling Laharpe's bewährt habe. Allgemein bekannt ist, daß des Kaisers Erzieher der General Laharpe, ein geborener Schweizer, war; Brougham verwechselte letzteren jedoch mit dem berühmten Verfasser der französischen Literatur-Geschichte und der „Literarischen Correspondenz mit Paul I.“, und entdeckte nun eine Menge merkwürdiger Ähnlichkeiten zwischen dem kaiserlichen Zögling und diesem französischen Schriftsteller. Nach Vollendung seines Werkes sandte der Lord eine Abschrift desselben an Herrn Arago und bat ihn um sein Urtheil darüber. „Das Buch ist vortrefflich“, erwiderte Herr Arago, „leider ist jedoch ein Irrthum darin — der Erzieher des Kaisers Alexander war nicht Laharpe der Schriftsteller, sondern Laharpe der General. Dieses ausgenommen, ist die Abhandlung, wie gesagt, ganz vortrefflich.“

— Syrisch-Aegyptische Gesellschaft. Unter dieser Benennung (Syro-Egyptian-Society) ist in London ein Verein zusammengetreten, der es sich zur Aufgabe macht, Alles zu sammeln, was an neueren Erfahrungen über Aegypten, Arabien, Palästina und Syrien durch Reisende so wie auf anderem Wege in Europa bekannt wird. Es sollen dadurch denjenigen, welche den Wunsch hegen, diese Länder künftig zu besuchen, die Mittel dazu an die Hand gegeben und erleichtert werden. Bereits hat der Verein an mehreren Orten Agenten ernannt, welche ihm die eingesammelten Nachrichten zugeben lassen, die von Zeit zu Zeit veröffentlicht werden sollen. Auch wird er nächstens ein Verzeichniß von auf den Orient bezüglichen Manuskripten, Inschriften, Büchern und Landkarten herausgeben. Hin und wieder sollen Versammlungen und Vorlesungen gehalten werden, an welchen auch Damen Theil nehmen.

— Die Bernstein-Pere. Diese Erzählung ist jetzt auch den Engländern und den Franzosen zugeführt, doch den letzteren erst durch Vermittelung der Ersteren, indem die von der Revue Britannique mitgetheilte Sorcière a l'Ambre nicht direkt aus dem Deutschen, sondern nach der von einem Engländer mit geschickter Hand bearbeiteten Amber-Witch übersezt worden. In beiden Ländern hat die Erzählung außerordentlich angesprochen, wiewohl man auch dort die hinterdrein zum Vorschein gekommene kritische Absicht des Verfassers nicht begreifen kann, der, wenn er seinen Zweck (die Täuschung der Leser, die ein neueres Werk für ein altes halten) erreicht hätte, gerade das Gegentheil von dem bewiesen haben würde, was er hat beweisen wollen. In England hat man übrigens Herrn Dr. Meinhold sofort nachgewiesen, daß die Erzählung eine neuere Arbeit sey, denn er legt der Marie Schweidler im Jahre 1630 eine angeblich vom heiligen Augustin gedichtete lateinische Ode (Uno pane vivunt cives utriusque patriae) in den Mund, deren Gedanken zwar wirklich von dem Bischof von Siponto herrühren, deren Worte jedoch mehr als hundert Jahre jünger sind, als das vorgebliche Manuskript der Bernstein-Pere; sie sind nämlich von Peter Damianus, Kardinal-Bischof von Ostia (gestorben am 23. Februar 1772) gedichtet.